

(Nachdruck verboten.)

6)

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Am Gitter des Ufers stand Anna und starrte hinab in das Wasser. Der Justizrath musterte sie flüchtig und ging weiter. Er sann einige Augenblicke darüber nach, welche seltsame Passionen manche Leute haben, zum Beispiel: in diesem Wetter spät abends ins Wasser zu sehen; dann hielt er an und überlegte genauer. Er hatte eigentlich gerade jetzt keinen Grund, sich in fremder Leute Angelegenheit zu mischen, aber einige fragende Worte konnten ja nicht schaden und machten keine Mühe. Er drehte also um, ging die paar Schritte zurück und rebete das Mädchen an.

Das Mädchen fuhr schon zusammen.

Jetzt sah er, daß sie nah war wie eine aus dem Wasser gezogene Rahe, und er fragte: „Na, was ist los? Was giebt's hier? Um?“

Da versuchte das arme Ding es noch einmal mit dem Betteln: „Ich habe Hunger, ich weiß nirgends hin, sonst muß ich ins Wasser.“

Der Justizrath war aus seiner Thätigkeit starke Effekte gewohnt, aber das traf ihn wie ein Peitschenhieb.

„Ins Wasser?“

Sie antwortete nicht, denn jetzt zum ersten Mal überfiel sie ein großes Mitleid mit sich selbst, und im Nu kamen ihr die ersten Thränen ins Auge.

Man brauchte wirklich kein großer Menschenkenner zu sein, um zu sehen, daß das einsame von Nässe durchtränkte Ding keine Komödie spielte.

„Kommt mit“, sagte er.

Sie schlich neben ihm her und gab vorsichtig acht, daß sie seinen feinen Mantel nicht mit ihrem Kleide berührte. Der Justizrath nahm dann eine Droschke und fuhr mit ihr nach seinem Hause. Und wie die Menschen sind, so überkam ihn unterwegs eine helle Freude über sich selbst und seinen Edelmut. Er würde sich genau nach dem Mädchen erkundigen lassen, und wenn ihre Angaben auf Wahrheit beruhten, so sollte hier wirklich einmal ein Rettungswerk von ihm durchgeführt werden. Nicht halb wie bei andern, sondern in vollständigem Umfange. Er wurde bei diesem Gedanken förmlich heiter.

So kam Kenneth in Eva's Haus.

V.

Die Tante war Abonnentin der „Boisschen Zeitung“, inscribte in diesem Blatt alle Anfragen nach Mamjells und kündigte hier dem Publikum allmonatlich an, daß in Schweder's Trauermagazin, gegründet 1865, Nouveautés de Paris angelangt seien. In dieser Zeitung las sie mit Wonue, daß Herr Kreiser zu zwei Jahren Gefängnis verurtheilt sei, und sie machte sich dann an die Lektüre des hamoverischen Spielerprozesses, den die „Boissche“ als abschreckendes Beispiel sittlicher Haltlosigkeit ausführlich behandelte.

Die Tante, die allen Dingen auf den Grund ging, wünschte jetzt zu wissen, was Hazard und Roulette genau beschrieben für Dinge seien, aber leider waren Christian, der Theologe, und dessen Mutter auf diesem Gebiete völlig unersfahren. Der Kandidat konnte nur ganz vage Andeutungen geben, und zur Belehrung der Tante war es ein glücklicher Zufall, daß der Agent, Christian's Bruder, Besuch machte. Er wohnte nicht wie Mutter und Bruder im Hause der Tante und wurde unter gewöhnlichen Umständen auch niemals zu längerem Verweilen genöthigt. Heute kam er indessen gelegen. Er erbot sich sofort, auf Kosten der Tante beim Drechsler zu einer Mark und fünfzig Pfennig ein kleines Roulette zu kaufen, und nie kam der Durst nach genauer Belehrung jemandem theurer zu stehen, als in diesem Falle Fräulein Schweder.

Dieser Albert war was man einen leichtsinnigen jungen Mann nennt. In schwarzen Stunden sagte die Tante: „Er ist unjer aller Schandfleck,“ aber das war übertrieben. Freilich kostete er dem Magazin seit frühester Jugend ein schweres Geld, und jedenfalls war er das wunderbarste Beispiel für die Thatsache, daß ein temperamentvoller und kluger Junge durch die Erziehung von Mutter und Tante — der Vater war schon lange todt — kein Engel zu werden pflegt. Er war der ärgste Gegensatz

seines Bruders Christian, und während dieser in majorem gloriam des Trauermagazins zum Theologen sich erziehen ließ, ohne je in Gedanken auch nur dem zu widersprechen, war Albert für die arme Mutter und die reiche Tante eine ewige Sorge. Auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium brachte er es nur bis Untersekunda, wurde dann Lehrling im Magazin, liebte hier mit den jüngeren Damen des Geschäfts in einer im Hinblick auf den würdigen Ort frivolon Weise, wurde in eine Buchhandlung veretzt, dann zum Telegraphenamte, wo er nur acht Tage blieb, wurde für Amerika angestellt, kam aber nur bis Bremen und erhielt nach seiner alle Familienmitglieder vernichtenden Rückkehr — man vermuthete ihn bereits in Kalifornien — die Mittheilung, daß er definitiv verstoßen sei. Er machte sich aus dieser förmlichen Absage aber nie das geringste, besang nach wie vor die Tante zum Geburtstage und zu Neujahr in hübschen Gedichten und verkehrte vier Wochen später in deren Hause genau wie früher. Er wurde noch zu verschiedenen Malen hinausgeschickt, kam aber stets einige Tage später vergnügt und munter wieder, beschwagte eines Tages die Tante, ihm eine Vertretung des Magazins zu übertragen und lebte seit dieser Zeit als Agent. Das heißt nicht etwa: des Magazins, denn da er zum Schaden aller Trauernden operirte, wurde ihm dieses letzte Vertrauensvotum der Tante bald entzogen.

„Wenn Christian nicht wäre“, pflegte die Tante häufig zu sagen, „so wüßte ich wirklich nicht, wie die Natur so viel uneigennützig Liebe wie die meine mit schwarzstem Undank belohnen kann. Was wäre ich heute, wenn ich Frau und Kinder meines armen Bruders nicht zu mir genommen hätte! Ich wäre steinreich. Ich hätte eine Villa, in Italien oder am Wannsee. Mein Leben ist freudlos. Andernfalls hätte ich das Magazin längst aufgegeben, so aber muß ich weiter arbeiten, für Euch, immer weiter, immer weiter.“

Bei solchen Reden sahen Christian und die Mutter gesenkten Hauptes und waren bewegt und traurig. Der Agent seinerseits nahm, wenn dieses Thema angeschnitten wurde, sofort seinen Hut und zog davon. Natürlich brachte das die jungfräuliche Tante jedesmal in rasenden Grimm, und die Zurückbleibenden mußten die Sache ausbaden.

Das Roulettespiel sah wirklich niedlich aus. Drehte man daran, so hüpfte eine kleine weiße Kugel rund im Kreise, ließ sich auf Schwarz oder Roth nieder und erweckte die Neugier, welche der sechsunddreißig Nummern so glücklich sein würde, die Kugel in ihrem Schoße aufzunehmen. Die Tante drehte verschiedene Male, ob nicht Nummer 18, die Hausnummer des Magazins, herankommen würde, und richtig traf dieser Fall beim fünften oder sechsten Male ein. Es wurde insolgedessen nach dem Abendessen nicht Whist gespielt, sondern das Roulettespiel vorgenommen. Der höchste Satz sollte zunächst zehn Pfennig sein, und der Agent als Sachverständiger hielt die Bank. Der ungeheuerliche Fall trat ein, daß erst nachts um zwei Uhr die Tante sich zur Ruhe begab, während seit Menschengedenken präzis halb elf Uhr die letzte Lampe in der Schweder'schen Familie gelöscht sein mußte. Nie sah man aber auch eine ehrenwerthe alte Dame in gleicher Aufregung. Nie, an diesem ganzen Abend, kam auf dem kleinen Satan von Roulette die Kugel auf Nummer 18, nie gewann die Tante auch nur ein einziges Mal, außer wenn sie auf die Farben setzte, und nie seit Jahren war der Agent so brillant bei Kasse als heute beim Heimwege.

Die Tante bestimmte, daß dieses Spiel am nächsten Abend neu aufgenommen werden sollte, denn an Teufelsputz zu glauben, habe sie keine Lust. Was Christian betrifft, so verlor er bei der Bataille zwei Thaler zwanzig Pfennig, und die Mutter schuldete nach beendeten Spiele ihrem wackeren Sohne, dem Agenten, die Riesensumme von dreizehn Mark, die dieser vernünftigerweise in den Schornstein schrieb. Denn seine gute und bedauerenswerthe Mutter wurde von der Tante sehr knapp gehalten, da sie in deren Augen ohne jeden Grund als Berschwenderin galt. Die Tante nannte ihren Verlust nicht, aber er betrug nach des Agenten genauer Schätzung mehr als sechzig Mark, und jedenfalls steht so viel fest, daß Fräulein Mathilde Schweder diese Nacht kaum ein Auge schloß und in den Träumen gegen Morgen nichts als Roth, Schwarz und Nummer 18 umhertanzten sah.

Als sie endlich aufstand, überlegte sie sich, daß sie als Besitzerin des Trauermagazins eigentlich immer auf Schwarz gehen müsse, und mit großer Ungebuld sah sie dem Abend entgegen. Jedenfalls wollte sie die sechzig Mark wieder haben, und ihre einzige Angst war die, daß der Nefse diese im Laufe des Tages theilweise schon verausgabt haben könnte.

Natürlich gewann die Tante weder an diesem noch einem andern Abende die sechzig Mark zurück. Je ärger aber ihr Pech wurde, um so leidenschaftlicher schickte sie ein Goldstück nach dem andern hinter den sechzig her. Wie nun in Grimms Märchen die Käse all den Berg hinunter trubeln und keiner den andern zurückholt, so ging es auch mit der Tante Goldstücken, die der Reihe nach in des Nefsen Tasche wanderten. Ueber den Verlust hätte sie sich vielleicht nicht so sehr geärgert, wenn nicht just der Agent der Gewinner gewesen wäre. Er schwamm jetzt oben auf. Schon am dritten Abend kam er in einem nagelneuen Anzuge, rauchte kostbare Zigarren und fuhr Droschke. Wieder einige Tage später trug er einen englisch-grauen Paletot und Tuchgamaschen, helle Handschuhe und einen Spazierstock, der hohl war und mit Eau de Cologne gefüllt werden konnte.

Alles das ärgerte die Tante bodenlos. Denn erstens war ihr des Nefsen Renommiren verhaßt und zweitens war alles verankagabte Geld natürlich nicht wieder zu gewinnen. Verliert man tausend Mark an jemand, der Geld hat, so hat man wenigstens die Chance gehabt, auch ihm wieder etwas abzunehmen, — verliert man aber tausend Mark an jemand, der mit zwei Mark Vermögen die Parthie begann, so ärgerte man sich über alle Maßen. In diesem Falle besand sich die Tante.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Vorüber sind die zwölf Nächte, die den neu wachsenden Tag einleiten. Von ihrem Gimm haben wir diesmal nichts gemerkt. Unmerklich fast kommen wir — so scheint es — aus dem Winter heraus, der in seiner Milde von dem furchtbar strengen Herrn von 1848 abhielt.

Vorüber sind auch die Tage, in denen im deutschen Zeitungs-wald die mild-verföhnlichen Betrachtungen vorherrschen, in denen man Anshau über Heimisches und Fremdes zu halten pflegt. Es giebt immer brave Presbensenchen, die zum Schluß eine süße Hoffnungsthräne gerührt zedrücken und dem buchtigsten Land, den elendesten Verhältnissen die bekannte Besserung im neuen Jahre zusagen.

Die sich bei uns großtuerisch übernommen hatten und frei über neue Welteupläne, neue Wellanfsstellungen phantastirten, sind nun doch ziemlich ernüchert und kleinlaut geworden. Sie reden nicht mehr so viel von neuen Argonautenzügen, sie thürmen nicht mehr eine überhöfste Fabel auf die andere, seitdem ihnen das deutsch-chinesische Abkommen in seinen Umrisen bekannt ist. Sie weisen nicht mehr mit solchem Feuereifer auf eine romantische, seegewaltige Politik hin, die den alten germanischen Wander- und Helden-abenteuertrieb wiederum wachrufen soll. Mit phantastischen Anregungen waren derartige Zeitungstimmen nie sparlos; man speist auch große Kinder gern mit Märchen ab, läßt mit Zaubergeschwindigkeit Veränderungen vor sich gehen, denen doch eine lange, lange Entwicklung vorausgegangen sein muß. Man lenkt so am besten von den heimischen, inneren Sorgen ab.

Aber diese bohrenden, inneren Sorgen melden sich doch. Das Festliche, der phantastische Klang mag so voll und stolz gewesen sein: die Werklagsfragen heißen dringende Antwort.

Freiheit, die ich meine, sang einst Herr Zelle, und er sang gewiß, frisch wie er immer war, mit freudiger Zuversicht in der Natur-bürschen-Brust. Aber der heutige Oberbürgermeister des liberalen Berliner Magistrats erwägt allerlei im bedächtigen Kopf, wenn es sich, wie jetzt, um den Denkstein für die Achtundvierziger handelt. Freiheit, wer wird um Freiheit, dieses herrlichste Gut, nicht erlösen? So heißt es im Berliner Magistrat. Ja, um ein Stück lustiger Freiheit, die irgendwo zwischen Mond und Erde schwebt, würde man bis zum hellen Morgen heftig debattiren. Nur darf Freiheit unter uns sich nicht erdrücken, in Freiheit umzuschlagen, so sagen dieselben Freiheits-schwärmer, so bald es gilt, zu einer bestimmten Frage Stellung zu nehmen. Man diplomatisirt, wo für das Volk jede Diplomatie geradezu unverständlich wird. Die Volksseele empfindet darin ganz instinktiv: Sie hält sich an die Schwungkraft, die in großen Ereignissen lebt. Alles Kleinliche bleibt vergessen. Was in der Bewegung von Achtundvierziger unreif war, das beschäftigt und beruhigt die Volkspheantasie nicht mehr. Aber das Wunder von Achtundvierzig ist lebendig geblieben: die herrliche junge Hoffnung, die damals aus gelockertem Erdreich aufsprang; der zukunftsreudige Muth, der die Blutzengen schuf; die große Spannung, die damals durch die europäische Welt bebte. Wie soll der Volksgeist, der das empfindet, laue und ängstliche Berathungen, zaghafte Beschlüsse von heute begreifen?

Freiheit, die ich meine, sang ja neulich auch Herr Woffe, als

man einen greisen Tageschriftsteller feierte. Wir können übrigens insgesammt ziemlich stolz sein. Der Geburtstag des 70 jährigen Frenzel wurde recht lebhaft gefeiert, und Excellenz Woffe schwang sich sogar zu seiner vielberufenen Freiheitshymne auf. So ehrt man in Preußen-Deutschland den Journalismus in einem seiner Vertreter, immer vorausgesetzt, daß dieser Vertreter ein wohlgestimmter Mann sei. — Dieser Tage hat abermals ein Schriftsteller seinen 70. Geburtstag gefeiert, ein Mann, der den Essay, insbesondere den kunstschriftlichen Essay in ähnlicher Weise gepflegt hat, wie Frenzel. Dieser Schriftsteller ist sogar Professor, es ist Hermann Grimm, Sohn und Nefse überdies der beiden großen Sprachforscher und Märchenerzähler Jakob und Wilhelm Grimm; und dennoch verließ sein siebzigster Geburtstag stiller, und seine Excellenz stieß auf Geistesfreiheit an, wie bei der Feier des Journalisten Frenzel.

Wer an dem heiligen Feuer des Herrn Woffe zu zweifeln gewagt hätte! Freiheit, die ich meine, so sang er, seine Augen leuchteten, es war ihm jung uns Herz geworden. Aber am Werktag, als die Gelassenheit wieder kam, wurde die schöne Geistesfreiheit wieder unbequem; und der ernücherte Woffe sagt: man muß zwischen Freiheit und Frechheit wohl unterscheiden lernen. So wurden denn die studentisch-sozialistischen Blätter aus den akademischen Leserräumen entfernt, denn es ist nicht Freiheit, sondern Frechheit vom akademischen Bürger, wenn er sich um Sozialismus bekümmert. Der studirenden Jugend wenigstens sei die weitere Anschuld bewahrt.

Ueber solche praktische Auslegung schöner Theorien, wie die von der Geistesfreiheit ist, darf man sich nicht verwundern; und wir sind darin wirklich gut geschult. Wir verwundern uns nicht, so recht nicht einmal in der indifferenten Presse. Mitunter kommt es vor, daß bei einem besonderen Fall lebhafter Neugierde sich regt. So grübelt die „Nöln. Ztg.“ über das Räthsel im Urtheil wider Herrn v. Tausch. Bei älteren Damen ist solche Neugier begreiflich. Die übrige Welt zerbricht sich nicht den Kopf darum. Herr v. Tausch will in Zukunft als Privatmann froh genießen, was ihm an Pension beschieden ist. Nicht jeder „Wüßer“ hat's so wohl.

Mancher Freiheitsfänger, der mit Regierungsgewalt ausgestattet ist, wird zur Zeit mit geheimem Neid nach seiner österreichischen Kollegenchaft ausblicken. Herr v. Gautsch hat die Freiheit, die ein Minister gewöhnlich meint. Es gewinnt den Anschein, so schreibt ein Zeitungs-korrespondent, als ob die österreichische Regierung überhaupt keinen Kopf, sondern nur einen Paragraph 14 besäße. Herr v. Gautsch, der Ministerpräsident, hat also den Paragraph 14. Mit dieser Reichsverordnung kann er lustig drauflos regieren. Ihn plagen weder Strupel, noch Zweifel; ihn hindert kein lästiges Reichs-parlament. Er verordnet. Was weiß er von Anwürfen und Interpellationen, wie seine französischen Kollegen, die in die verwickelte Leidenschaft-gegräbte Eherhazy-Dreyfus-Affäre gerathen sind? Er verordnet. In ihm bringt keine laute Klage, kein lärmender Vorwurf, und doch ist dies idyllische Regierungsbehagen nur von flüchtiger Dauer. Auch dort pocht die Sorge an; und sie kommt gleich in ihrer wüthenden Gestalt, sie deckt die tiefgreifende innere Zerrissenheit bloß. Die deutschen Abgeordneten Böhmens erwägen, ob sie dem Prager Landtag beiwohnen, oder ihn fernbleiben sollen. Das sie erst erwägen, ist von hier aus gesehen befremdlich. Wie weit muß es gekommen sein, daß die deutschen Volksvertreter aus Unmuth über den überreizten Fanatismus nationaler Chauvins der Hauptstadt des Landes, in dem sie gewählt sind, erstlich fernbleiben wollen? Der Abgeordnete Wolf, durch die Lärmzügen im österreichischen Reichsrath allbekannt, spielt sich heute schon als heldenhafter Märtyrer auf. Er, der wie jeder Chauvin eine stark renomnistische Ader hat, spricht jetzt schon von Nordanschlägen gegen ihn, wenn er nach Prag käme. Er aber, ein tapferer Recke, der seinerzeit schon dem Grafen Badeni im Zweikampf etwas Blut abgezogen hat, fürchtet sich nicht. Er zittirt Bismarck's, seines Bösen, Anspruchs und er zittert vor nichts auf der Welt. Er geht nach Prag und wenn Herr v. Gautsch ein ganzes Armeekorps ansbieten müßte, um sein kostbares Leben zu schützen. Soll der wüthe Fanatismus der Podlipny und seiner ausgehnten Horden es wirklich noch verschulden, daß die Landtags-Abgeordneten Böhmens noch Märtyrer-Vorbeer, gleichgiltig ob theueren oder wohlfeilen, einheimischen sollen?

Ein kleineres, aber nicht weniger interessantes Beispiel arger Zerrüttung kommt aus Wien. Dort hat dieser Tage ein Führer der zionistisch-jüdischen Gruppe, Herr Herzl, ein Theaterstück „Das neue Ghetto“ aufführen lassen. Die zionistische Bewegung in eine kundisch-unklare Sache, aus einer Vertimmung über den Antisemitismus ist sie geboren. Ihr Endziel, wenn sie überhaupt eins hat, wäre nicht der aufrechte Kampf gegen das Vorurtheil, sondern die Flucht vor ihm. Ein wirklich shylockmäßiger Grundgedanke nun lebt in dem seltsamen Drama des Zionisten. Es predigt nach allen, was man darüber hört und liest, die jüdische Ausschließlichkeit. Der Held in Herzl's Drama ist so empfindlich überreizt, daß er es seinem christlichen Freunde bitter nachträgt, weil der nicht mehr in seiner Familie verkehren mag. Und dieser Freund hat ganz zwingende und reinliche Gründe dazu. Denn in dieser Familie verkehrt allerhand Jöbber- und Bücher-gesinde, und bei diesem Volk will sich gewiß kein anständiger Mensch verkreunden. Wer einem solche Freundschaft aufzwingt, ist ein nährischer oder ein feindseliger Patron. Trotzdem behauptet der Autor: Seht ihr, so sind sie, sie alle, die das neue Ghetto aufbauen. Das könnte der Tritium einer einzelnen Person

sein. Das Stüd selbst aber wurde bei all seiner krummen Beweisführung von Hunderten mit demonstrativem Beifall aufgenommen. Hunderten von Gesinnungsgenossen Herzels war es aus der Seele gesprochen. Wie grausam verwirrt müssen die Anschauungen in allen bürgerlichen Lagern Oesterreichs geworden sein. Alpha.

Kleines Feuilleton.

— hl. Umzug. Vor der hohen Miethskaserne stand ein zweiräderiger Handwagen. Eine alte Kommode, die darauf stand, drückte ihn nach hinten zur Erde. Die beiden Deichseln ragten zum grauen Winterhimmel empor wie die Arme eines verzweifelten Menschen. Auf dem Trottoir, neben der Karre, lagen einige Holzbretter, anscheinend Theile einer Bettstelle, eine zerrissene Pferdedecke und ein halbes Duzend schadhafte Töpfe und Teller.

„Ihr zieht wohl, Kleine?“ fragte jemand im Vorbeigehen das kleine, blasse Mädchen, das veranlagt um den Wagen und das Geräusch tanzte und dabei eine Puppe umherschwenkte, der Kopf und Beine fehlten.

„I wo! Klausjochschnitten haben se uns“, kam es zurück und von neuem sprang das Kind um den Karren.

„Wirste nich so'n Standal machen, Jöhre!“ rief der Vater, der eben aus der Hausthür trat und ein Bund Stroh und ein Stück Sackleinwand auf den Wagen warf. „Haste nu alles, Marie?“ wandte er sich hierauf an die Frau im verwaschenen Rattumleide, die ihm gefolgt war. „Alles, Fröze“, sagte sie, während sie eine Küchenlampe neben die Töpfe auf die Pferdegedecke stellte und einen Säugling behutsam auf das Stroh im Wagen legte. „Alles! Wenn man jarnischt hat, is man auch nich viel ärmer wie wir.“

Der Mann in der grauen, geflickten Arbeiterkleidung warf einen finsternen Blick auf sein armseliges Hab und Gut und schwieg. „Wenn man wenigstens wüßte: wohin,“ sagte er nach einer kurzen Pause. „Ja, wohin?“ Die Frau begann zu weinen.

Langsam luden beide das auf dem Trottoir liegende Gerümpel auf den Wagen. Dann nahm die Frau das kleine Kind in ihren rechten Arm und faßte mit der Linken an den Kasten der Karre. Der Mann griff nach oben, drückte die Deichseln nieder und schob, von der Frau unterstützt, das Gefährt vorwärts, die ansteigende Straße hinauf. Das kleine, blasse Mädchen stieß einen Schrei aus, als es den Wagen in Bewegung sah, schwenkte seine defekte Puppe hoch über dem Kopfe und sprang vor dem Karren her. Auf der Höhe der Straße bog die kleine Gruppe rechts ab, in eine Nebengasse.

Wohin? — — —

— Champignon-Züchtereien in den Pariser Steinbrüchen. Die alten Steinbrüche außerhalb Paris — schreibt man der Köln. Volks-Ztg. — beherbergen mehrere Hundert Pilzzüchtereien, mit zusammen tausend bis zwölfhundert Arbeitern. Dank langer Erfahrung und Beobachtung ist der Betrieb ungemein vervollkommnet, mit allem versehen. In den zusammen zehn bis zwölf Kilometer langen unterirdischen Gängen wird alter Pferdemist in 0,40 Meter breiten Beeten oder Streifen gelegt, festgetreten und dann mit Pilzbrut bespickt. Sobald diese ausge schlagen, werden die Beete ganz dünn mit feiner Erde bedeckt, nöthigenfalls auch begossen. Der Mist muß gähren, sich auf 16 bis 20 Grad erhitzen, um die Pilze gedeihen, üppig schießen zu lassen. Die Gänge sind so breit, daß immer mehrere, selbst bis acht oder zehn dieser stets sehr langen Pilzbeete neben einander liegen. Das laufende Meter des Pilzbeetes kommt auf drei Franks zu stehen, muß daher mindestens drei, vier Kilogramm Champignons — zu ein bis zwei Franks — liefern, wenn der Züchter seine Rechnung finden soll. Pilzbrut verschaffen sich die Züchter nur theilweise durch eigene Züchtung. Sie kaufen dieselbe von Leuten, welche sich ein Geschäft daraus machen, dieselbe in alten Mistbeeten und Misthaufen zu suchen. Ein Naturforscher, Repin, behauptet, Pilzbrut durch Sporen des Agaric nach Belieben zu erzeugen. Das Gedeihen der Pilze ist durch sauerstoffreiche Luft und gleichmäßige Wärme, nicht unter 20 Grad, bedingt; andernfalls verkümmern die Pflanzungen, hört alle Fruchtbarkeit auf. Scharfer Luftwechsel und Wärme werden durch dasselbe Mittel erzeugt. Jede Pilz-Züchtereie besitzt mindestens ein senkrecht eingeschlagenes Luftloch, welches zugleich, mittels einer Zapfenkammer, zum Auf- und Abstieg der Arbeiter dient. Unter dasselbe wird ein mächtiger Gitterofen gestellt, der oft bis vier Zentner Koks in vierundzwanzig Stunden verbrennt. Er erzeugt Wärme und starken Luftzug. Alle faulenden thierischen Stoffe müssen sorgfältig aus den Züchtereien entfernt werden, weil sie die Pilze absterben machen. Die vielen Matten müssen daher durch Regen oder Hunde verfolgt werden, welche dieselben auch fressen. Im ganzen werden in der Pariser Banneille jährlich für sieben Millionen Champignons gezogen, wovon der größere Theil nach der Provinz und dem Auslande, vielfach in Gläsern oder Büchsen, verkauft wird. Obwohl es überall verlassene Steinbrüche und Bergwerke giebt, scheint man nur um Paris dieselben zu Pilz-Züchtereien zu verwenden. Wie bedeutend der Erwerbszweig ist, geht z. B. aus folgender Anzeige in einem Pariser Blatt hervor: „Begen Zurruhe setzens des bisherigen Inhabers ist der Betrieb einer Champignonniere zu verkaufen. Ungefähr 8000 Kaster (toises) Beete; Kellerei für den Winter (zur Aufbewahrung der Pilze); Pacht 4000 Fr.; Pacht-

vertrag noch neun Jahre laufend; Preis der Betriebseinrichtungen 40000 Fr.“ —

Musik.

— er —. Konzerte. Herr Mayer-Mahr ist ein Pianist mit vielen gefälligen Verdiensten: Technische Sicherheit, weicher und doch kräftiger Anschlag, ein zwischen Feinheit, Leidenschaft und Anspruchsfähigkeit pendelnder Vortrag. So spielte er die 32 Variationen von Beethoven und kleinere musikalische Genrestücke von Rachmanioff und Floersheim, und mit dem Violinisten W i t e r die g-dur-Klavier-Violin-Sonate von Grieg. Was jedoch den strebsamen Klavierspieler zum Künstler macht, Selbständigkeit des Urtheils und der Auffassung, sowie begeisterte Wärme der Empfindung, das blieb Herr Mayer-Mahr schuldig. Auf hoher Reifestufe erschien Herr Witel. Bach's „Ciaccona“, die Grieg'sche Sonate und hübsche Bagatellen von Paganini, Mayer-Mahr und Wieniawski brachte er mit dem Reize absoluter Meisterschaft heraus. — Ein Meister, der das Bild einer reichen künstlerischen Persönlichkeit darbietet, ist Konrad Ansförge. Keine Nummer seines, alle Höhepunkte der Klavierliteratur umfassenden Programmes litt unter Mängeln, die seine Intentionen und die vollständige Ausprägung des musikalischen Gehalts zu hindern vermochten. Die Korrektheit des Spiels und Rhythmus, die Gradationen des Anschlags, welche vom donnernden forte bis zum aeolsharfenartigen pianissimo-Behalten reichen, die bestimmteste technische Durchbildung — sie stehen unter der Herrschaft eines geistreichen Kopfes und einer lebhaft empfindenden Musikseele. Als zwei nordische Koloratursterner begrüßte das Publikum die Geschwister Emilie und Gabriele Christmann aus St. Petersburg. Man wird in unserer Zeit der peinlichsten musikalischen Deklamationsstarre und der zweifelhaftesten Gesangs Kunst nicht allzu oft solche Stimmen hören, welche, in mittlerer Tonstärke in allen Lagen von bezaubernder Weichheit und instrumentaler Reinheit, mit Grazie und Feinheit die ausgefeiltesten Schwierigkeiten spielend überwinden und frei von großen und kleinen Unarten für jede Musik natürlichen, zum Herzen sprechenden Ausdruck finden. Ein Duett aus Delibes' Oper „Lakmé“ und zweilieder von Tschaikowsky brachte das anmuthige Geschwisterpaar zur lebhaftesten Wirkung. Der Geiger Arrigo Serato ließ sich als Meister im Andante und Finale des vierten Viertes-Konzertes hören; er ist zugleich Sänger, Virtuose und sorglos genialer Zigeuner auf seinem Instrumente. — Das fünfte Symphonie-Konzert brachte als Eröffnungsnummer Berlioz' selten gespielte Ouverture zu dem „Corfaren“, in der sich neben dem Ungeflüm einer glänzenden musikalischen und technischen Intelligenz eine bunte Reihe melodischer und harmonischer Paradoxen findet und die schließlich in eine Trivialität der Blechbläser ausmündet. Als erfolglicheres und siegesgewisses Werk war die „Wald-Symphonie“ von Raff gewählt worden. In wenigen Orchesterwerken der nach-Beethoven'schen Zeit vereinigt sich zu solch schönem Wunde die Fülle des rein melodischen Elementes, die Frische, Kraft, Tiefe und Anmuth der musikalischen Gedanken, mit großzügiger Anlage. Den Schluß bildete die c-moll-Symphonie von Beethoven. In den ersten beiden Nummern glänzte das Orchester durch musterhafte Genauigkeit, leidenschaftlich bewegte Betonung und rastlos vorwärtsdrängenden und sich steigenden Ausdruck. Von Beethoven's gewaltigem Werk kam ohne eigentlich materielles störendes Verstoßen der Geist der Komposition nur mühsam zum Vorschein. Nur im Finale hörte man wieder den ganzen Beethoven. —

Kulturhistorisches.

— Hotelleben im 16. Jahrhundert. Die Klagen über zu hohe Rechnungen von Wirthen scheinen in früheren Jahrhunderten bereits genau so vorhanden gewesen zu sein wie in unserem Zeitalter. — Durch Mandat vom 1. Dezember 1578 bestimmte der Bischof Julius von Würzburg: Der Wirth sol jedem Gast sein Zehrung von Stücken zu Stücken unterschiedlich rechnen, Volgens auch über dieselbigen Zehrung, einen unterschiedlichen zettel zuzustellen schuldig sein. — Damit scheint also zuerst der heute allgemein geübte Gebrauch einer spezifizirten schriftlichen Gasthofs-Rechnung eingeführt zu sein. — Zuvor schon hatte der Rath der Stadt Augsburg unterm 4. Februar 1574 eine Ordnung für Wirth- und Gastgeber erlassen: „damit nyemandis wider seinen willen mit übermässiger Zehrung beschweret werde“ — augenscheinlich eine Folge von Klagen wegen Uebervorkahlung. — Interessant ist ferner eine Notiz, die sich im Archiv für Postwesen, 11. Jahrgang, Berlin 1888 findet, nach welcher der Nürnberger Rath unterm 8. Oktober 1523 eine „Ordnung“ erlassen hat: wie es auf sürgenomen reichstag der ankommende personen halb von den wirthn und gastgebern gehalten werden soll, — nach dieser „Ordnung“ war der Gast, der in seiner Herberge das Mahl einnahm, für Herberge und Lager nichts schuldig, es sei denn, daß er besonders vornehme Gemächer beanspruchte. — Wenn ein Gast bei einem Wirth aber nichts verzehrte, sollte er dem Wirth das Lager — inessen nicht mehr denn vier Pfennig — zu zahlen schuldig sein. — Es ist nach dem so sehr billigen Preise zu urtheilen in diesem Falle wohl nur von einem mit mehreren Personen zu theilenden Raum die Rede. — Wollten Gäste Stuben für sich allein haben, so sollten sie sich mit dem Wirth „darum vertragen“. — Für die Mahlzeiten ward eine bestimmte Taxe festgesetzt, in welcher ein reichlicher Trunk Landwein inbegriffen war. Die feineren ausländischen Weine waren keiner gesetzlichen Preisfeststellung unterworfen.

Unsere üblichen Weinfakten finden wir zuerst im 17. Jahrhundert und zwar in der Form reichgeschmückter mit Karyatiden und Traubenbehang gezielter buntbemalter Holztafeln, auf denen im schwarzbemalten Untergrund die Namen der Weine in weißer Farbe verzeichnet waren und zwar folgende Sorten: Rhein Wein, Mosel, Döningerbleicher, Wertheimer, Hasslacher, Stein, Lenten, Margräfer, Kräuter, — champagne, weiß und roth. — Burgogne weiß und roth, Pontac, Medoc, Muscat weiß und roth, Cinkel, Frontignan, Mallaga Sect, Alicante, spanischen — so auf der bekannten ältesten Tafel, — eine andere um einige Jahre spätere, verzeichnet noch außerdem: Cortibenedicten, Würmüth, spanischen Sect und Meth, weiß und rothen. — Preise der Weine finden sich auf diesen Tafeln nicht; es ist aber anzunehmen, daß diese auf dem hinter den Namen freigelassenen Plätzen eingeschrieben wurden. —

Gesundheitspflege.

t. Was muß man thun, um gut zu schlafen? Je mehr Anforderungen an die geistige Betätigung des Menschen durch die Aufgaben des modernen Lebens gestellt werden, desto dringlicher wird die Nothwendigkeit, seinen Schlaf nicht unnötig zu verlängern, aber auch nicht unnötig abzukürzen; das erstere würde einen Verlust an Arbeitszeit, das letztere einen Verlust an Arbeitskraft herbeiführen. Die Hauptsache ist aber nur der gesunde Schlaf, zu dem natürlich eine vollkommene oder annähernd vollkommene Gesundheit gehört. Da sich nun aber nur wenige Menschen einer vollen Gesundheit erfreuen, so muß man dem Schlaflosen den gesunden Schlaf auf andere Weise zu verschaffen suchen. Um gesund schlafen zu können, muß man tagsüber die Aufmerksamkeit ermüdet haben, und nicht nur der Körper, sondern auch der Geist muß sich nach Ruhe sehnen, ferner muß das Willenszentrum beruhigt und der Blutandrang vom Gehirn abgezogen werden. Erreicht wird dies am besten durch gleichmäßige und ruhige Gewohnheiten und eine gewisse Einformigkeit leichter abendlicher Beschäftigung, während eine große Verschiedenheit abendlicher Pflichten dem Nachtschlaf ungünstig ist. Man darf weder mit leerem noch mit vollem Magen zu Bette gehen, es ist daher klug, vor dem Schlafengehen eine leichte Mahlzeit einzunehmen. Die bekannte englische Wochenschrift "Spectator" giebt den Schlaflosen als vorzüglichstes Mittel das folgende Rezept eines warmen Bades. Das Bad soll in einem Zimmer mit einer Temperatur von 18 bis 20 Grad Celsius genommen werden. Man soll sich zunächst vor die Wanne stellen, so daß der Kopf über deren Rand reicht und sich dann den Kopf und das Gesicht mit Wasser von 37 Grad Celsius besprengen. Die heiße Besprengung des Kopfes und die gleichzeitige Abkühlung des übrigen Körpers durch die Luft treiben zuerst das Blut nach dem Gehirn und erweitern dessen Blutgefäße. Dann kommt der ganze Körper mit Ausnahme des Kopfes in ein Bad von 36 Grad Celsius, das schnell bis auf 39 oder 40 erhöht wird, das Bad wird nach wenigen Minuten verlassen und der Körper in Tücher gehüllt, die die Feuchtigkeit aufnehmen. Der Patient soll dann mit möglichst geringer körperlicher Anstrengung zu Bette gehen und vielleicht ein wenig warme Flüssigkeit genießen und sich einer Wärmlasche bedienen. —

Medizinisches.

k. Pest und Ratten. Die große Bedeutung der Ratten für die Uebertragung der Pest, illustriert ein Aufsatz des Siegener Privatdozenten Dr. Sticker, eines Mitgliedes der vorjährigen deutschen Pestkommission für Indien, in der neuesten "Münchener Med. Wochenschrift". Als vralte Heimath der Pest gelten die großen Alpenländer des Himalaya. Hier haust der Erreger der Pest in den Geschlechtern der Ratten und Mäuse, und begnügt sich gewöhnlich damit, unter diesen Thieren Verheerungen anzurichten. Eine Ueberschwemmung, ein Erdbeben, eine lange Dürre treibt die Schaaren der pestkranken Ratten aus den Bergen in die Ebene zu den Wohnungen der Menschen, und giebt so durch das Zusammenleben der Hausratten mit den Menschen Veranlassung zu den Pestläufen, die von Zeit zu Zeit verderbenbringend über die Erde ziehen. Als Zwischenträger der Pest zwischen Ratten und Menschen dienen vornehmlich Insekten, die an der lebendigen oder todtten Pestratte sich nähren und später zufällig auf den Menschen gelangen: Ameisen, Flöhe, Milben und andere Schmaroher. Der pestkrante Mensch, die Pestleiche, das Pestgewand sind an sich weit weniger gefährlich und stecken zumeist wieder vermittelt des kleinen Ungeziefers an. Auch kann die Pest von Menschen wieder auf die Ratten zurückgehen, wo eine mangelhafte Leichenversorgung diesen Thieren das Annagen der Pestlädaver erlaubt. Dieser Zusammenhang zwischen Thier- und Menschenpest, der jetzt sicher erkannt ist, macht neben der Isolirung der Kranken und der Ueberwachung des Handelsverkehrs Maßregeln erforderlich, die sich gegen die thierischen Pestverbreiter und ihre Zwischenträger zu richten haben werden. —

Astronomisches.

— Der Winnecksche Komet ist in einer der letzten Nächte auf der Vord-Sternwarte in Kalifornien von Mr. Perrine am Morgenhimmel wieder aufgefunden worden; er stand im Sternbilde der Wage, 5 Grad nordöstlich von dem hellen Stern β , und erschien noch sehr lichtschwach. Dieser Komet hat eine Umlaufzeit von $5\frac{1}{2}$ Jahren um die Sonne, und die scheinbare Verkürzung derselben hat längere Zeit die Ansicht gestützt, daß der Weltraum nicht

leer sei, sondern von einem widerstehenden Mittel angefüllt werde. Die neuesten Untersuchungen über die Umlaufzeit des Winneckschen Kometen haben aber ergeben, daß die ungenaue Kenntniß der Planetenmassen die scheinbare Verkürzung des Kometenlaufs bewirkte. —

Humoristisches.

— Ein fürchterlicher Mord steht in dem nahe bei Emden belegenen Dorf Woltshusen bevor, wenigstens droht der Gemeindevorsteher einen solchen in einem Bekanntmachungs-Bittertaften an. Die Bekanntmachung lautet wörtlich: "Woltshusen, 31. Dezember 1897. Den Restanten in Sperlingsköpfe wird bekannt gegeben, daß der Ortsdiener R. de Boer beauftragt ist, bis zum 10. Januar 1898 ihre Köpfe oder auch pro fehlenden Kopf eine Gebühr von 10 Pf. in Empfang zu nehmen. Zugleich wird derselbe nach Maßgabe der vorhandenen Gebühren ab da Käufer sein für Sperlingsköpfe pro Stück 10 Pf. Der Gemeindevorsteher. gez. H. Kössing jr." —

— Bosheit. Aus Erlangen wird geschrieben: Am Eingang zum städtischen Redoutenhaus, einem aus der Markgrafenzeit stammenden Gebäude, in dem in der Konzertsaison Sänger und Klavierkünstler konzertiren, fand sich am Morgen des Dreikönigtages eine jener Tafeln angeheftet, wie sie in den letzten Wochen vielfach an den Grenzmarken umliegender Gemeinden zu sehen waren. Die Tafel, die ein Späßvogel jedenfalls auch von dort in dunkler Nacht weggeschleppt, trug die Aufschrift: "Warnung wegen Ausbruch der Maul- und Klauenseuche". —

— Verblümt. "Glauben Sie, daß der Herr Rath trinkt?" "Ich glaube nicht — aber wissen Sie, wenn ich eine Flasche Cognat wäre, möchte ich nicht allein mit ihm im Zimmer sein." —

— Ein gesundes Schloß. Käufer: "... Aber der nahe Sumpf! Gewiß ist das Schloß ungesund!" — Agent: "Gar nicht! Seit dreihundert Jahren spukt 'ne Gräfin drin und is noch kerngesund." — ("Flieg. Bl.")

Vermischtes vom Tage.

— Kalender-Eigenthümlichkeiten. Der Oktober beginnt stets an demselben Wochentage mit dem Januar, der April mit dem Juli, der Dezember mit dem September. Februar, März und November fangen stets an demselben Wochentage an, Mai, Juni und August aber unter sich je an einem anderen Wochentage. Indes gelten diese beiden Regeln nicht für Schaltjahre. Ein Jahrhundert kann niemals mit einem Mittwoch, einem Freitag oder einem Sonnabend anfangen. Das gewöhnliche Jahr endet stets an dem Wochentage, mit dem es begann. Die Jahre wiederholen sich insofern, als jedes Mal nach 28 Jahren derselbe Kalender wiederkehrt. —

— In der hundert Jahre alten Kolonie Sandhausen bei Oranienburg ist am 1. Januar der erste Nachtwächter angestellt worden. —

— Fünfhundert Hirsche giebt es jetzt in der Rominter Gaid. —

— In mehreren Gemeinden bei Groß-Weckler (Ungarn) ist infolge großen Nothstandes der Hungertyphus zum Ausbruch gelangt. —

— Bei Compiègne bemerkten Jäger vor einem Wasserdurchlaß eines Feldweges eine Menge Federn eines anscheinend von einem Fuchse zerrupften Vogels. Da sie erstern in dem Durchlaß vermuteten, verstopften sie ihn auf beiden Seiten mit Meißig und Stroh und zündeten dies an, um ihn auszuräuchern. Als sie später zurückkehrten, um sich von dem Erfolg ihres Beginnes zu überzeugen, bemerkten sie in dem Durchlaß die verkohlte Leiche eines Mannes. Dieselbe war diejenige eines schwachsumigen Bauers, der den Durchlaß zur Lagerstatt anseerkoren und vor demselben die Federn eines zerrissenen Kopfstiffens verloren hatte, welches er mit hineingenommen. —

— In Athen sollen einer 104 Jahre alten "barmherzigen Schwester" während der letzten zwei Monate vier neue Zähne gewachsen sein. —

— Im Londoner Vororte Bedford machte eine Frau am Abend des Dreikönigtages einen kleinen Auszug. Als sie nach einigen Minuten wieder zurückkehrte, fand sie ihre vier Kinder im Alter von 4 Monaten bis 4 Jahren todt in ihren Betten. Sie waren lebendig verbrannt. —

— Die Londoner "Morning Post" meldet die Entdeckung von großen Goldlagern in Labrador. Sie seien von einer Reichhaltigkeit, die den Goldfeldern von Klondike nichts nachgibt. —

— Temperenzler-Getränke. Kürzlich wurde in London die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf die Beliebigkeit sogenannter Mäßigkeitsgetränke gerichtet, und eine chemische Analyse derselben zeigte, daß sie mehr Alkohol enthielten, als mancher Schnaps. Eine ähnliche Entdeckung hat neulich die Gesundheitsbehörde des amerikanischen Staates Massachusetts gemacht in betreff der dort unter dem Namen "Tonics" oder "Bittere" gebräuchlichen Getränke. Darunter bewiesen besonders diejenigen, die gerade als Mäßigkeitsgetränke anempfohlen wurden, einen Alkoholgehalt von 13,2 bis 41,6 pCt. auf. —